

Zwangsarbeit in Feldkirchen. Ein zeitgeschichtlicher Text.

Im Verlauf der Recherchen, die zur Herausgabe der Museumsschrift „Feldkirchener Lebensbilder“ des Jahres 2000 erforderlich waren, las ich im „Kärntner Volksblatt“ vom 13. August 1992, dass der Pole Edward Mielniczek während des Zweiten Weltkriegs als Zwangsarbeiter bei Bauern in Feldkirchen i. K. gearbeitet habe. Die Polnische Botschaft Wien teilte mir seine Toruner Adresse mit, mein Sohn vermittelte mit ihm telefonischen Kontakt. Daraufhin schickte mir Herr Mielniczek die vorliegenden Tagebuchaufzeichnungen. Sie wurden von einer Mitarbeiterin der Diakonie Waiern für die spätere Museumsschrift 2001 des Museumvereins ins Deutsche übersetzt.

Herr Mielniczek bedankte sich mit den Worten „gut gearbeitet“ und schickte mir im Oktober 2000 das Manuskript seiner autobiographischen Erzählung „In den Bergen des sonnigen Kärnten“, eines 118seitigen Romans, den er aus seinen Tagebuchnotizen entwickelt hatte. Ich habe die Absicht, die Rohfassung des übersetzten Textes stilistisch zu glätten und ihn dieser Homepage beizufügen.



Edward Mielniczek, geboren 1920 in Przemysl, Polen, beteiligte sich im September 1939 an der Verteidigung (wojna obronna) von Lemberg gegen die sowjetische Besetzung. Nachdem die Deutsche Wehrmacht im Polenfeldzug das westliche Polen und die Rote Armee Ostpolen militärisch besetzt hatten, wurde er 1940 als siebzehnjähriger Gymnasiast von der Straße weg nach Österreich verschleppt. 1946 studierte er Polnische Philologie an der Universität Torun und Dramaturgie im litauischen Lwów. Ab 1952 war er Kulturjournalist im polnischen Rundfunk. Sein autobiografischer Roman „Calkiem inny swiat“ (Kalki eine andere Welt) steht im Spannungsbogen zwischen der Welt der Lüge und des Hasses und der Welt der geistigen Werte.

Edward Mielniczek, Tagebuch eines polnischen Zwangsarbeiters

10. Mai 1940: Wenn mir jemand noch vor zwei Wochen gesagt hätte, dass ich einmal wie ein echter Dorfbauer die Kühe ausstriegeln, Mist aufs Feld fahren und pflügen würde, dann hätte ich ihm den Vogel gezeigt. So unwahrscheinlich wäre mir das Ganze erschienen. Doch es kam so: Sie schnappten mich eines Morgens auf der Straße, packten mich auf einen LKW und danach in den Zug. Nach ein paar

Tagesreisen fand ich mich hier, in den Bergen von Kärnten, der südlichsten Provinz Österreichs, wieder. Kärnten - darüber habe ich nicht einmal im Erdkundeunterricht gehört, obwohl ich gar kein so schlechter Schüler war.

Jetzt regiert hier das Dritte Reich. Darum hat sich der „Führer“ bemüht, was dieser Gegend meiner Meinung nach gar nicht gut tun wird. Ihm auch nicht, denn wer zu viel will, kriegt am Ende gar nichts. Hier bin ich erst seit zwei Wochen, und dennoch kommt es mir vor, als wäre bereits ein Jahr vergangen, seitdem ich mein Haus verließ. Die Zeit vergeht unerträglich langsam. Jeden Tag sehne ich mich dem Sonnenuntergang und dem Ende des anstrengenden Mähens entgegen. Mein Kreuz und mein Genick tun mir weh, und auf den Handflächen haben sich schmerzhaft Blasen gebildet, sodass ich die Finger nicht bewegen kann. Die Erntezeit steht vor der Tür, und auf mich wartet das Kornmähen. Gott gebe es, dass ich gesund bleibe! Am Sensenstiel, den ich mit den schmerzenden Händen noch kaum hochhalten kann, wird noch ein großes Stück dicker Plane angefügt, damit sich die Schwaden gleichmäßig legen. Ich weiß nicht, wie ich mit dieser Last zurechtkommen werde, die von früh bis spät zu schwenken sein wird.

Manchmal möchte ich nur noch weinen, aber ich schäme mich. Dann beiße ich die Zähne zusammen und spiele den Helden. Ich darf nicht zusammenbrechen. Was kommt, mag kommen. Das Wichtigste ist, dass ich jetzt ein wenig Zeit für mich habe, ein Stück Papier und Kerzenlicht, das mir hilft, all das aufzuschreiben, was tagsüber passiert ist. Hinter dem Fenster regiert die pechschwarze Nacht mit einem sternüberhäuftem Himmel. Es herrscht eine solche Stille, dass ich mein eigenes Herz schlagen höre.



Sirnitz, 16. Mai 1940: Das Haus meines Landwirts ist aus Holz, mittelgroß, mit hohem, spitzem Dach und mit roten Dachziegeln gedeckt, die durch Wind und Regen schwarz angelaufen sind. Eine an der Front hervorstehende Traufe wird von zwei großen Säulen gestützt. Auf beiden Seiten des Eingangs hängen Sensen, Sägen und Äxte. Auf einem Haken sind weiße Tücher, die zum Milchsiehen dienen, etwas Unterwäsche und Garderobestücke aufgehängt. Auf einer Holzbank stehen, unter dem Fenster aufgereiht, leere Milchkanen, Steintöpfe und Blechkannen. An jeder der vier Wände unter den Fenstern leuchten gelb die Maiskolben, welche das ganze Haus wie ein goldener Kranz umrahmen. Die hohe, hölzerne Scheune auf ihrer Steinuntermauerung und der Viehstall samt Pferdestall ergänzen die Bebauungen. Unser Haus steht am Berghang, der ein paar Meter hinter dem Garten steil in eine Talschlucht mündet. Dort sucht sich ein reißen Bach zwischen riesigen Felsbrocken und Baumstämmen durch Felssprünge hindurch seinen Weg.

Mein Hausherr ist ein großer Blondkopf mit blauen Augen wie bei einem Kleinkind. Er hat einen kurzgeschorenen roten Schnauzbart und eine schiefe Hakennase. Sie schaut aus, als wäre sie versehentlich an das schmale Gesicht angeklebt worden, was dem Gesicht einen grotesken Ausdruck verleiht. Der Bauer spricht mit einer sanften, eher leisen Stimme, und wenn er über sich spricht, dann deutet er auf diese üppige Nase und bringt dabei den Laut „i“, das „ich“ bedeutet, aus sich heraus.

Dieser Bauer hat mich selber auf seinen Hof geholt, und zwar direkt aus dem Arbeitsamt Feldkirchen, wohin alle Polen des gleichen Transports nach zwei Wochen Arbeit im Steindorfer Steinbruch gebracht worden waren. Dort warteten bereits viele



Landwirte aus den umliegenden Bergdörfern von weit bis an die Grenze zu Jugoslawien. Sie waren feiertagsmäßig und volkstümlich wie bei einer Kirchenfeier angezogen und trugen über den Schultern kleine Rucksäcke samt Stöcken, die mit einem Horngriff in Form von Rehköpfen versehen waren. Manche rauchten lange, handgeschnitzte Pfeifen.

Quartier der Zwangsarbeiter während der Arbeit im Faleschini-Steinbruch

Als der Transport angekommen war und die ersten Zwangsarbeiter aus dem eroberten Polen in den Türen erschienen, sprangen sie alle nach vorne, um uns zu begutachten. Sie traten an jeden von uns heran, maßen uns mit ihren gierigen Augen, ja schauten uns beinahe ins Maul. Sie nickten anerkennend beim Anblick breiter Schultern und mieden rücksichtsvoll diejenigen, die eher mit schwächerer Statur ausgestattet waren. Mein Landwirt tauchte etwas verspätet auf, und da er keine große Auswahl mehr hatte, zeigte er mit dem Finger auf mich und sagte: „Du“. So kam ich auf diesen kleinen Bauernhof, der wie an den Berghang geklebt am Waldrand erschien.



Sirnitz, 28. Mai 1940: Wir sind mit dem Kornmähen fertig und arbeiten seit gestern im Wald beim Abholzen riesiger Tannen und Fichten. Seitdem wird die Säge an diesen langen und heißen Junitagen mein Schicksal. Der Bauer spuckt in die Hände, nimmt die Axt in beide Hände, zielt zweimal auf den Baumstamm, schlägt mit lautem Knall auf den Baum ein und spaltet ein Riesenstück Baumrinde ab. Jetzt bin ich an der Reihe. Ich stelle mich auf die gegenüberliegende Seite und fasse die biegsame Säge mit den Händen. „Los!“ bellt der Bauer und zieht ruckartig die Säge zu sich. Ich

stemme mich mit den Füßen gegen einen Nadelhaufen, neige mich zur rechten Seite und ziehe mit ganzer Kraft in meine Richtung.

Mein Hausherr gibt das Tempo an. Er beschleunigt nicht, sondern arbeitet gleichmäßig und langsam: Eins-zwei-eins-zwei. Die ganze Sägeblattlänge singt mit hohen Tönen, nur manchmal, wenn wir langsamer werden, weil wir auf einen Knorren gestoßen sind, jault sie mit tieferen Tönen und gibt mit falschem Knirschen zu verstehen, dass das Hindernis nicht zu überwinden ist. Dann setzen wir die Säge unter einem anderen Winkel an und fangen von vorne in derselben Schnittfuge wieder an.

So geht es mit einem Baum nach dem anderen, von früh morgens bis spät abends mit einer halbstündigen Pause fürs Mittagessen, das uns die Hauswirtin vorbeibringt. Nach ein paar Stunden solcher Arbeit machen meine Hände schlapp, und ich kann nicht mehr ziehen. Mein Hausherr schreit nicht, hetzt auch nicht, sondern stellt sich mit seinen langen Beinen nur vor mich hin und schaut mich an, als würde er mir Vorwürfe machen. Ich kann diesen Blick und dieses Schweigen nicht ertragen und stehe zur Arbeit sofort wieder auf, wie ein mit der Peitsche geschlagenes Pferd. Jeden Abend bin ich so müde, dass ich nur noch davon träume, mich aufs Bett zu werfen und bis zum nächsten Morgen nicht aufzuwachen.



Sirnitz, 12. Juni 1940: Heute nacht ist mir etwas passiert, worüber ich nicht so einfach schreiben kann. Vor einer Stunde, als ich mich schlafen legte, öffnete sich lautlos die Tür meines kleinen Zimmers, und die junge Frau meines Hausherrn trat wie ein Geist auf leisen Sohlen herein. Sie trug ein kurzes, ärmelloses Nachthemd, das in der Hüfte geschnürt war und ihre wohlgeformten Hüften samt den schweren, vom durchsichtigen Nachthemd nur halb verdeckten Brüste zur Schau stellte. Das aufgelöste Haar floss auf die nackten Schultern herab und glänzte golden im schwachen Lampenlicht. Als sie so stillschweigend mit einem kleinen Kopfkissen in der Tür stand, kam sie mir wie ein himmlisches Geschöpf vor. Ich dachte, ich träume, und das, was ich sehe, sei nur ein Produkt meiner Einbildung und werde sich bald ins Nichts auflösen.

Ohne viel nachzudenken, sprang ich ganz plötzlich aus dem Bett und war mit einem Satz in der Mitte des Zimmers. Die Frau erschrak, schrie kurz auf, warf das Kopfkissen gegen mich und floh aufgescheucht aus dem Zimmer. All das passierte so schnell, dass ich noch eine Weile wie gelähmt dastand und nicht wusste, ob ich wieder ins Bett gehen oder ihr doch in den Hausflur nachlaufen sollte. Ich starrte nur auf die Tür, hinter welcher die wunderschöne Ehefrau meines Bauern gerade verschwunden war, und irgendeine unbeschreibliche Freude ergriff mein Herz. Meine Wangen liefen rot an. Ich hörte meinen Herzschlag und wusste nicht mehr, was mit mir los war.

Plötzlich war es mir so, als würde mich jemand beobachten. Ich wendete mich zum Fenster, denn draußen im Dunkeln flimmerte etwas. War es eine Fledermaus oder ein verirrtes Blatt, getragen vom Nachtwind? Ich ging wieder ins Bett und konnte lange nicht einschlafen.



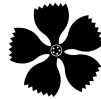
Sirnitz, 26. Juni 1940: Heute morgen bekam mein Hausherr ein Schreiben vom Arbeitsamt Feldkirchen. Es enthielt, dass er sich unverzüglich mit mir beim Arbeitsamt zwecks Erledigung wichtiger Formalitäten zu stellen habe. Also nahmen wir den Bus und waren nach einer Stunde Fahrzeit auf kurvenreichen Bergstraßen am Ziel. Dort warteten schon viele meiner Landsleute samt den Bauern, die den Flur auf- und abliefen, ihre Pfeifen rauchten und sich unterhielten. Sie warteten auf irgendein „hohes „Tier“ aus der Stadt Klagenfurt. Schließlich tauchte ein Mann auf, gekleidet in eine schwarze Uniform mit dem Hakenkreuz auf dem Arm und in schwarzen, auf Hochglanz polierten Stiefeln. In den Händen hielt er eine Reitpeitsche, mit der er auf seine offene, gepflegte Hand wieder und wieder einschlug. Zusammen mit ihm kam ein Dolmetscher in Zivilkleidung, ein stämmiger Blondkopf mit dem Gesicht eines Säufers.

Wir wurden auf den Innenhof geführt und in zwei Reihen aufgestellt. Die Bauern wurden angewiesen, sich auf die Seite zu stellen. Nach einer Weile kam noch eine Gruppe polnischer Männer hinzu, die sofort eingereiht wurden. Alle trugen auf der Brust das Erkennungszeichen, ein violettes „P“ auf gelbem Rhombus. Ohne dieses aufgenähte Zeichen durften wir weder unseren Arbeitsplatz noch das Dorf verlassen. Wir durften nicht Fahrrad fahren, nicht Busse oder Züge benutzen und auch nicht in Kneipen gehen. Dieses Verbot betraf noch eine Sache, die wir bald erfahren sollten. Denn da trat das „hohe Tier“ aus Klagenfurt nach vorne und schrie „Ruhe!“

Nachdem es still geworden war, holte er aus seinem schwarzen Aktenkoffer ein amtliches Schreiben hervor und begann vorzulesen. Gleichzeitig wies er den danebenstehenden Zivilisten an, alles zu übersetzen. Und das bekam ich zu hören: „Gemäß Verordnung vom 8.3.1940 des Feldmarschalls Hermann Göring, des Vorsitzenden des Ministerrates beim Verteidigungsausschuss des Dritten Reichs, ist es hiermit den polnischen Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen unter Androhung der Todesstrafe verboten, Kontakte mit deutschen Frauen und Mädchen zu unterhalten. Sollte jemand gegen dieses Verbot verstoßen, so wird er innerhalb von 24 Stunden ab Enthüllung des Verbrechens gehängt.“

Er unterbrach das Vorlesen und beobachtete den Gesichtsausdruck meiner Landsleute, als würde er die Wirkung seiner Worte feststellen wollen. Doch wir starrten stillschweigend auf den Boden, und keiner verriet weder mit einer Bewegung noch mit einem Laut seine Gedanken. Der Gestapo-Mann räusperte sich und setzte das Vorlesen fort: „Hiermit wird den hier Anwesenden bekannt gegeben, dass aufgrund

eines Verstoßes gegen die o.a. Vorschrift folgende Personen im Schnellverfahren aufgehängt wurden.“ Hier nannte er die Nachnamen der acht gehängten Polen. Dann faltete er das Schreiben zusammen und legte es zurück in den Aktenkoffer. Er wartete eine Weile und fragte: „Verstanden?“ Keiner sagte irgendetwas. Das war's. Plötzlich zischte einer der neben mir stehenden Kameraden durch die Zähne: „Schweine!“ Der Gestapo-Mann sprang aber auf mich zu, und ohne Vorwarnung schlug er mir mit der offenen Hand ins Gesicht. Danach wies er einen Beamten des Arbeitsamtes an, mich einem anderen Bauern zuzuweisen.



Sirnitz, 8. Juli 1940: Heute nachmittag sah ich beim Heusammeln auf dem benachbarten Feld zwei neue Zwangsarbeiter, gekleidet in feldgrüne Militärhosen und mit Feldmützen, die vorn und hinten nach oben abgeknickt waren. Mir kamen auch französische Worte entgegen. Mein Herz fing an, schneller zu schlagen. Französische Kriegsgefangene, dachte ich, und im ersten Moment ergriffen mich Trauer und Widerwille gegen diese Leute, weil sie den Feldzug so erniedrigend verloren hatten. Hier stehen also unsere Verbündeten, die noch im September 1939 versprochen hatten, Polen innerhalb von vierzehn Tagen zu Hilfe zu kommen. Und was ist daraus geworden? Was für ein schweres Schicksal hat diese 5-Millionen-Mann-Armee getroffen, dass sie sich im entscheidenden Moment acht Monate später in weniger als fünf Wochen Gewehr bei Fuß zerschlagen ließ? Und hier also treffe ich auf zwei solche „Helden“, die das Feld der Ehre gegen das Feld eines österreichischen Bauern eingetauscht hatten, um zusammen mit Frauen die Garben zu binden? Ich fing das Gespräch in deutscher Sprache an, denn es stellte sich heraus, dass die beiden aus einem grenznahen Dorf in Nordfrankreich stammten und diese Sprache problemlos beherrschten.

Sie schienen über ihr Schicksal nicht besonders traurig zu sein, denn sie lachten und machten Späße, so als wäre ihnen all das egal, was in den letzten paar Wochen in Frankreich passiert war. Sie wollten nur schnellstmöglich nach Hause zurückkehren, nach Arlon, wo das zurückgelassene Anwesen und ihre Ehefrauen auf sie warteten. „Für uns ist der Krieg vorbei“, sagte einer von beiden. „Aber nicht für Hitler“, bemerkte ich. „Feldmarschall Petain ist schon mit ihm einig geworden“, sagte der andere, jüngere, und fasste sich an der Feldmütze. Ich war überrascht, das zu hören. Was führt eigentlich dieser Petain im Schilde? Die letzte Nachricht, die ich aus deutschen Lautsprechern gehört hatte, war die Kapitulation Frankreichs im Wald Compiègne bei Paris. Seitdem hat sich also in der großen weiten Welt viel getan. Ich beschloss, bei nächster Gelegenheit nach Feldkirchen zu meinem Kameraden Gabrys zu fahren, weil er immer die neuesten Nachrichten hatte. Angeblich darf er sogar Radio London hören.

Himmelberg, 10. Juli 1940: Somit habe ich ab heute einen anderen „Schutzengel“. Ich fand mich hier ganz zufällig wieder gemäß der Theorie mancher „Philosophen“, dass die Welt von Zufällen regiert wird. Eigentlich wollte man mich für etwas bluten lassen, was ich nicht getan hatte. Ich wurde einer Witwe zugeteilt, deren Mann am Kriegsanfang in Polen ums Leben gekommen war. Es gibt hier keinen Hausherrn, also sollte ich hier seine Pflichten übernehmen. Ich soll mich hier um alles kümmern. Das macht mir Angst.

Nicht alles läuft hier, wie es sollte. Die Maschinen sind kaputt, da sie keiner reparieren konnte, die Werkzeuge sind verschlissen, da sie keiner ersetzen kann, ein Stück der Stallüberdachung ist bei einem Gewitter weggeflogen und müsste repariert werden, und das ganze Haus und Anwesen bedarf einer geschickten Hand. Von solchen Dingen hatte ich überhaupt keine Ahnung. Wenn sich meine neue Haushälterin darüber aufregte, zuckte ich nur mit der Schulter und sagte, ich kenne mich damit nicht aus. Jedes Mal verlor dann Frau Glanwer, so hieß sie, die Fassung, schleuderte alles, was ihr unter die Finger kam, auf den Boden und schrie mich an: „Du kannst es nicht, du kannst es nicht! Und der Peter konnte alles!“ Aber man hörte in ihren Worten mehr Trauer und Sehnsucht nach ihrem im Krieg gefallenen Mann als Wut gegen den unbegabten polnischen Arbeiter.

Mit der Zeit eignete ich mir viele Fertigkeiten an, und Frau Glanwer legte ihren bösen Blick ab, den sie immer annahm, wenn ich im Haushalt arbeiten sollte. Ihre vierzehnjährige Tochter, die Schela, verlor sie aber nie aus den Augen, die eigentlich keine Gelegenheit ausließ, um in meiner Nähe zu sein. Ich jedoch erinnerte mich in solchen Fällen immer an die Göring-Verordnung vom 8.3.1940 und machte einen großen Bogen um das Mädchen.



Himmelberg, Sonntag, 24. Juli 1940: Heute früh fragte ich nach dem Frühstück Frau Glanwer, ob ich meinen Freund in Feldkirchen besuchen dürfe. An diesem Tag war sie in guter Stimmung und ging auf meine Bitte sofort ein. Nach zwei Stunden Fußmarsch fand ich mich auf dem Marktplatz der Stadt wieder, wo inmitten von Bäumen ein steinernes Muttergottesbild stand, das von den Einwohnern als Andenken an die hier wütende Seuche gespendet wurde.

Gabrys, ein pensionierter Eisenbahnmaschinist, arbeitete beim Eigentümer eines großen Wirtshauses mitten in Feldkirchen. Im Hinterhof des Hauses gab es Wirtschaftsgebäude und Wohnungen für die Dienerschaft. Gabrys hatte zusammen mit seiner alten Mutter ein großes Zimmer im Erdgeschoß. Als anerkannter „Alleskönner“ wurde er von seinem Herrn, der nichts anderes als nur „der brave Pole“ über ihn sagte, hoch geschätzt. Er zahlte ihm sogar 6 Reichsmark monatlich mehr, als es

vorgeschrieben war. Aber was war das schon, wenn ein Paar Holzschuhe 10 bis 15 Mark kostete. Und das nur gegen einen „Bezugsschein“.

Beim Gabrys traf ich wie jeden Sonntag ein paar Kameraden aus den umliegenden Dörfern. Anwesend waren Antek Dziuba, Frisör aus Lodz, Heniek Bochanek aus Lwow, Adam Schneider aus Nowy Sacz und wie immer der Stefan Wlazlo aus Rzeszow mit seinen Kulleraugen im eckigen Gesicht. Es kamen auch andere Kameraden, die ich nur vom Sehen kannte. Wir trafen uns bei Gabrys, um etwas polnisch zu reden, zu singen, Erfahrungen auszutauschen und die neuesten Nachrichten über den Krieg zu hören, der weit hinter den Bergen tobte. Gabrys hatte immer irgendetwas Heißes auf Lager. Und er versteckte im Sofa ein kleines Radio, was uns in Staunen versetzte.

Diesen Sonntag verkündete er uns mit ernstem Gesichtsausdruck: „Heute wird Churchill reden.“ Nach diesen Worten drehte er am Radio und schaute auf die Uhr. „Gleich ist es so weit“, sagte er. Es gab ein kurzes Knacken, und wir hörten jemanden polnisch reden: „Hier spricht London.“ Mein Herz schlug bis in den Hals hinauf. Im Zimmer wurde es so still, dass ich hören konnte, wie eine Fliege draußen gegen das Fenster schlug.

Der polnische Dolmetscher sagte, ich wiederhole wortwörtlich: „Wir sind bereit, Hitler und jedes Anzeichen von Naziregime zu vernichten. Keiner und nichts bringt uns davon ab. Mit Hitler oder irgendjemandem aus seiner Bande werden keine Gespräche und keine Verhandlungen geführt. Wir werden ihn zu Land, zu Wasser und in der Luft solange bekämpfen, bis wir mit Gottes Hilfe die Erde von seinem Antlitz befreien. Jeder Mann, jede Frau und jedes Land, welches sich gegen den Nazismus stellt, erhält Unterstützung von uns, jeder Mann, jede Frau und jedes Land, welches mit Hitler geht, ist unser Feind.“

Gabrys schaltete das Radio ab. Er sagte zu uns: „Habt ihr das gehört?“ Ich war beeindruckt von dieser Ansprache des englischen Premierministers. Nach den letzten angeberischen Aussagen Goebbels im „Völkischen Beobachter“ klangen die harten und unnachgiebigen Worte Churchills für mich wie eine Kampfansage, wie ein Aufruf, nicht hoffnungslos aufzugeben, nicht zu verzweifeln. Sie ließen auch keinen Zweifel über den weiteren Kriegsverlauf aufkommen. Mit diesen Gedanken und voller Zuversicht trat ich den Rückweg nach Himmelberg an.



Himmelberg, 30. August 1940: Heute früh gab mir Frau Glanwer beim Frühstück mit geheimnisvollem Gesichtsausdruck zu verstehen, dass sie nach Feldkirchen fahren müsse, um etwas Wichtiges zu erledigen. Sie trug mir auf, weiter Holz zu hacken und

auf ihre Rückkehr zu warten. Gegen Mittag kam sie zurück, aber nicht allein. In die Küche trat ein großer, breitschultriger französischer Kriegsgefangener. Na, dann war ja alles klar. Sie hatte sich einfach einen anderen besorgt, einen, von dem sie mehr Nutzen hatte, nicht so einen wie mich, einen Schwächling. Er war der Sohn eines französischen Bauern und kannte sich mit solcher Arbeit aus. „Und was ist mit mir?“ fragte ich verlegen und um mein Schicksal besorgt. „Du kommst zu einem anderen Bauern“, sagte sie und gab mir einen Papierfetzen. Darauf stand die Adresse, wo ich mich zu melden hatte. Ich las: „Rupert Zaminer, St. Ulrich.“



St. Ulrich, 18. Dezember 1940: Seit zwei Wochen bin ich bei einem anderen Bauern. Ich werde nicht darüber schreiben, was ich erleiden musste, bevor ich hier eintraf. Ich kann nicht und habe keine Kraft dazu. Das war einfach zu unangenehm, aber ich habe kein Recht, mich zu beschweren, denn ich wusste von vornherein, was ich riskiere, wenn ich mich bei der Witwe Glanwer nicht bewähren konnte. Ich denke auch, dass ich größere Schwierigkeiten hätte bekommen können als nur den kurzzeitigen Aufenthalt in Polizeigewahrsam und die Prügel, die ich von den Gendarmen erhielt. Letztendlich haben sie nur ihre Pflicht getan. Aber mussten sie so übereifrig zu Werke gehen? Ich trage noch immer Spuren ihrer Dienstverrichtung im Gesicht und auf dem Rücken. Gott vergebe es ihnen, ich kann es nicht! Das hat mich einfach zu viel gekostet. Und eigentlich geht es mir nicht so sehr um die Schläge und die blauen Flecken, die werden verheilen. Aber etwas anderes bleibt zurück, was man nicht wegheilen kann. Ich hatte nicht gewusst, dass der Mensch zu solchen Taten fähig ist. Wer weiß, was mir hier noch bevorsteht.

Bei dem neuen Bauern geht es mir gar nicht so schlecht. Und heute, als ich mit einer Mistfuhr unterwegs war, kam mir zu meiner größten Überraschung auf einem Pferdeschlitten Hermine aus Sirnitz entgegen. Ich dachte schon, ich hätte sie aus meiner Erinnerung verdrängt, doch nun wurden meine Sirnitzer Erlebnisse wieder lebendig: Das Fällen der riesigen Fichten im Wald, das Abschlagen der Rinde an schwülheißen Nachmittagen, das Mittagessen auf dem Moos zusammen mit ihrem Mann Falken und mit Hermine, die an meiner Seite auf dem Gras saß. Wie lebendig erschien mir die Erinnerung an dieses eine Mal, als sie in der Nacht mit ihrem Kopfkissen mein Zimmer betrat, wunderschön wie eine Göttin und doch wie eine Göttin irgendwie unreal. Ich liebe sie. Damals in Sirnitz wusste ich noch nichts von der Göring-Verordnung, aber dennoch hätte ich es nicht gewagt, sie anzufassen, und zwar nicht nur wegen Falken. Vielmehr rührt mich ihr Anblick so sehr, dass ich mich zu keiner Geste überwinden kann, die dieses wunderbare Gefühl, das ich jedes Mal empfinde, wenn ich sie sehe, zerstören könnte. Wenn das Liebe ist, dann gibt es nichts Schöneres auf dieser Welt.



St. Ulrich, 20. Dezember 1940: Seit heute früh habe ich im Stadel Erbsenstroh gedroschen. Mit Flegeln habe ich bisher noch niemals gearbeitet, und anfangs lief es nicht sonderlich. Ein paarmal hätte ich um ein Haar mit dem Prügel den alten Zechner getroffen, der ohne Rücksicht auf seine Alter (er muss schon an die siebzig sein) rhythmisch wie eine Maschine auf das Erbsenstroh eindrosch. Bei jedem Schlag stöhnte er auf, und etliche Male platzte ihm dabei die Hose, worauf mir Paula, die mithalf, mit heimlichem Lachen schelmisch zuzwinkerte.

Nachmittags bis spät abends schälen wir Maiskolben in der Küche. Wir sitzen um einen riesigen Korb, die Hauswirtin, mein Hausherr und ich. Dabei habe ich erstmals Näheres über die Familie erfahren: Rupert Zaminer ist der Schwiegersohn des alten Zechner, der ihm den Bauernhof übergeben hatte. Dann sind da noch zwei Mädchen, Paula und Elsa, der kleine Peppi, Sohn des Zechner aus erster Ehe, der achtjährige Toni und seine zwei älteren Brüder Herbert und Georg. Sie spielen gerne im Hof. Von dort kommen sie manchmal mit Gelächter in die Küche, wirbeln dort hin und her, schauen den Alten beim Arbeiten zu und laufen wieder hinaus. Ab und zu kommt aus dem kleinen Nachbarhaus Mitzi, die Halbschwester der Bäuerin, vorbei. Sie ist zart, hat schwarze Haare und spricht schnell und beinahe chaotisch, sodass ich sie kaum verstehe. Meist setzt sie sich an den Rand, um zu zeigen, dass sie nicht voll zur Familie gehört, und auch nicht neben den Bauern.

Für diese Mitzi empfinde ich viel Sympathie wie zu jemandem, mit dem mich ein gemeinsames Verständnis verbindet. Sie fragt mich gern über dieses und jenes und fühlt mir nach, was mich bedrückt. So putzen wir Maiskolben, das Feuer knistert im Ofen und der alte Zechner erzählt Anekdoten aus seinem Leben. Am lautesten lacht der kleine Toni darüber. Die Zeit bis zum Abend vergeht rasch, denn die Arbeit ist leicht. Aber nach vielen Stunden werden die Finger steif und es fällt mir schwer, einen Bleistift zu halten. Ich habe mir vorgenommen, mein Tagebuch trotzdem weiterzuführen. Das ist das einzige, was mir bleibt, um nicht auf wirre Gedanken zu kommen. Beim Lesen und Schreiben, auch beim Lesen deutscher Zeitungen, spüre ich, diese Momente gehören mir selbst. Da bin ich glücklich und frei.



St. Ulrich, 22. Dezember 1940. Genau das ist passiert, was ich gedacht habe. Das alte Pferd Bärbel hat heute sein arbeitsreiches Leben beendet. Ich habe sie am Morgen im Stall gefunden. Alle haben ihren Tod bedauert, und der alte Rupert hat unentwegt „Mein Gott! Mein Gott! Unser liebes Pferdchen ist tot!“ gerufen.

St. Ulrich, 23. Dezember 1940. Heute hat es zu Mittag Gulasch mit Gemüse gegeben. Für meinen Geschmack war es ein wenig zu stark gewürzt. Ich habe mir nichts dabei gedacht, aber die Bäuerin hat mich, nachdem ich gegessen hatte, gefragt, wie mir die Bärbel geschmeckt habe. In dem Moment ist mir schlecht geworden. Sie hätte das besser nicht sagen sollen. Aber sie: „Jetzt haben wir kein Pferd mehr am Hof. Das junge Pferd ist zum Ziehen noch nicht stark genug. Da wird noch viel Wasser in die Donau fließen, bis man es einspannen kann. Im Frühling wird der Bauer ein neues Pferd kaufen müssen.“



St. Ulrich, 24. Dezember 1940. Heute ist der Heilige Abend. Schon seit dem frühen Morgen gibt es heftigen Wind und Schneetreiben. So ist es unmöglich, nach Feldkirchen zu fahren, und ich wollte so gern diesen Abend bei dem Gabrys und den anderen Kollegen aus dem Transport verbringen. Nach dem gemeinsamen Abend mit dem Bauern habe ich „Frohe Weihnachten“ gesagt und bin still in meine Stallkammer gegangen. Dort habe ich geweint, denn bisher hatte ich Weihnachten immer mit meinen Eltern verbracht. Nach einiger Zeit kam der Bauer und fragte, warum ich so traurig sei. Er nahm mich an der Hand, sagte, das sei ja skandalös, wenn man am Heiligen Abend allein im Stall sitzt, und zerrte mich in die Küche. Wir sangen „Stille Nacht“ und „O Tannenbaum“ und andere deutsche und österreichische Weihnachtslieder. Die Bäuerin verköstigte uns mit Kletzen- und Topfennudeln und Weihnachtskekse, und der kleine Toni klatschte in seine Händchen und tanzte in der Mitte der Küche.

Kurz vor Mitternacht kam Mitzi mit einem Burschen, der Engelbert hieß. Er setzte sich auf eine Bank und sprach zu niemandem ein Wort, sondern schaute die ganze Zeit auf die Mitzi mit einem Blick, als ob er sie fressen wollte. Er ist leise und schüchtern, aber er gefällt mir, denn er hat etwas, was ihn mir sympathisch macht und mein Vertrauen weckt. Ich denke, ich könnte mit ihm Freundschaft schließen und habe Lust, mit ihm ins Gespräch zu kommen. In diesem Moment erklang im hohen Kirchturm die Glocke. Der alte Zechner stand vom Tisch auf und zeigte damit, dass es Zeit sei, in die Mette zu gehen. Auch ich stand auf und ging mit.

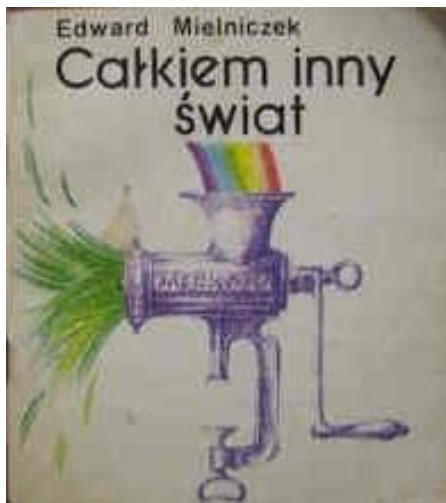
Mein Brotgeber nahm in der Kirche Platz in der ersten Bank nahe am Altar. Ich setzte mich auf das Chor ganz nahe zum Orgelspieler. Der schaute während des Spiels in meine Richtung, denn es interessierte ihn wahrscheinlich das „P“ auf meiner Jacke. Das Orgelspiel wurde vom Gesang der Leute begleitet. Die Ministranten erzeugten vor dem Altar mit Glocken und Weihrauch eine feierliche Stimmung. Danach stieg der Pfarrer auf die Kanzel hielt eine lange Predigt, während der ich ein kurzes Schläfchen einlegte. Plötzlich spürte ich eine Hand auf meiner Schulter, und als ich aufblickte, war es der Orgelspieler. Er fragte: „Pole?“ und zeigte mit dem Finger auf das „P“

meiner Jacke. „Pole“ flüsterte ich. Er nickte verständnisvoll und ging zur Orgel zurück. Was er danach spielte, machte mich sprachlos. Es war ein Weihnachtslied von Chopin, unserem Nationalkomponisten, das auf dem alten Weihnachtslied „Schlaf, mein Jesulein“ basiert. In diesem Moment kam mir vor, ich sei wieder zu Hause, in der Zimmerecke stehe der Christbaum, der Vater teile mit den Familienmitgliedern die große Oblate und wünsche alles Gute, und hinter dem Fenster sehe man Weihnachtssänger auftauchen, die „Christ ist geboren“ singen.



St. Ulrich, 4. Juni 1941: Heute bin ich Taufpate geworden. Gleich nach dem Frühstück ist Cziuba auf seinem Fahrrad zu mir gekommen und hat mich gebeten, mit ihm in die Kirche zu fahren. Dort würde eine Taufe vorgenommen. Er erklärte mir, das Taufkind stamme von einem polnischen Mädchen, das auch bei einem Bauern gearbeitet hat. Er sagte aber nicht, wer der Vater sei. Mir aber kam in den Kopf, er selber könnte der Vater sein, denn wer sonst wäre so bemüht gewesen, so schnell einen Paten zu finden. Ich zog meine besten Kleider an, stieg auf das Fahrrad, und wir fuhren zur Kirche. Dort erwartete uns die Mutter mit ihrem Kind. Sie war in Gesellschaft des Dorfpfarrers und einiger polnischer Frauen. Ein Bursche war Ministrant, und ich habe in ihm den Engelbert, den Freund der Mitzi, erkannt. Auch Mitzi selbst war erschienen und hat mich mit einem Kopfnicken freudig begrüßt. Cziuba stellte mich als Taufpaten vor, was mit Erleichterung aufgenommen wurde, denn es hatte Schwierigkeiten gegeben, einen Paten zu finden.

Als Taufpatin des kleinen Frank hatte sich Ida Weiß, ein junges österreichisches Mädchen, bereiterklärt. Ihr Name war im Pfarrbuch eingetragen. Diese Ida Weiß hatte mit der schönen Bauersfrau aus Sirnitz eine solche Ähnlichkeit, dass ich im ersten Moment blass wurde, denn ich dachte, Cziuba habe sie eingeladen und sich mit mir einen Scherz erlaubt. Das war aber nur meine erste Einbildung gewesen. Der Pfarrer



fragte: „Widersagst du dem Satan?“ Die Paten antworteten für den Kleinen, der Franek Kunjawski hieß und alles ganz ruhig über sich ergehen ließ. Nur am Schluss, als es schon länger gedauert hatte, protestierte er mit lautem Geschrei, aber der Pfarrer hatte die Kirche schon verlassen. Cziuba zog aus seiner Hose eine kleine Mundharmonika und fing an, den Hochzeitsmarsch von Mendelssohn zu spielen. Im Übrigen war es eine traurige Taufe, denn niemand hat große Freude gezeigt, und wir beide, auch Ida, waren traurig, dass wir als Taufpaten dem Kindlein gar nichts schenken konnten.